

Erster Weltkrieg (1914 - 1918)

- Vorgeschichte und Kriegsbeginn
- Militärische Dimension
 - Perspektiven der Soldaten
- Politische Dimension
- Gesellschaftliche Dimension
 - Ideologie und Massenkultur
- Wirtschaftliche Dimension
- Kulturelle Dimension
- Innovationen im Ersten Weltkrieg
 - Das Flugzeug
- Bilanz des Ersten Weltkrieges

Vorgeschichte und Kriegsbeginn

Militärische Dimension

Perspektiven der Soldaten

Inhaltsverzeichnis

1. Soldatische Kriegserfahrungen im industrialisierten Krieg

1. Soldatische Kriegserfahrungen im industrialisierten Krieg

Die Materialschlachten des Ersten Weltkriegs machten den einzelnen Soldaten zur Randnotiz der Geschichte. Gerade die hohen Verluste der Armeen in den Anfangsmonaten des Krieges zeigen, wie die Wirkung von moderner Artillerie und Maschinengewehren unterschätzt wurde. Im Stellungskrieg prägten dann Tod, Verwundung und seelischer Zusammenbruch den Alltag.

"Wenn es nur nicht immer das gleiche wäre", lässt Edlef Köppen den Protagonisten seines Romans "Heeresbericht" im inneren Monolog sagen. "Der Krieg ist zur Maschine geworden, zur automatischen Maschine. Infanterieangriff: Sperrfeuer. Artilleriekampf: Antwort. Und Antwort heißt: Verluste." Die gab es indessen schon in den ersten Wochen und Monaten, die für viele Soldaten und Offiziere noch ganz im Geiste eines frisch-fröhlichen Krieges begonnen hatten - jedenfalls bis zur Feuertaufe. Bereits diese Frühphase bestimmte, was dann mit Beginn des Stellungskrieges den Soldatenalltag der vordersten Linien beherrschte: Tod, Verwundung, seelischer Zusammenbruch - bei zunehmend schlechter Verpflegung und anhaltenden sozialen Missständen.

Die Verluste der ersten Monate

Ein deutscher Gefangener stützt britischen Verwundete auf dem Weg nach Bernafay während
Ein deutscher Gefangener stützt britische Verwundete auf dem Weg nach Bernafay
während der Somme-Schlacht, 19. Juli 1916. (© picture-alliance, Mary Evans Picture
Library)

Bereits in den ersten drei Monaten des Bewegungskrieges waren immense Verluste durch Tod und Verwundung unter den beteiligten Armeen zu beklagen. So starben etwa im Verlauf der ersten Grenzschlachten zwischen dem 20. und 25. August 1914 allein auf französischer Seite rund 40.000 französische Soldaten, das heißt, durchschnittlich etwa 8.000 Männer pro Tag. Während der folgenden Grenzschlachten zwischen August und November 1914 hatten insbesondere die angreifenden deutschen Divisionen Verluste, die an der Westfront im Durchschnitt selbst in den großen Materialschlachten des Jahres 1916 nicht zu verzeichnen waren. Im September 1914

beispielsweise kamen fast 17 Prozent der eingesetzten deutschen Soldaten zu Tode oder wurden verwundet, rund 260.000 Mann - eine barbarisch hohe Zahl, die noch an Bedeutung gewinnt, wenn man sich die durchschnittliche "Monatsquote im Westen" für die Jahre bis zum März/April 1918 vor Augen führt: Sie lag bei 3,5 Prozent. Erst während den letzten, zunächst erfolgreichen deutschen Offensiven ab dem 21. März 1918 und im Verlauf der Mitte Juli einsetzenden, die Niederlage besiegelnden Rückzugskämpfe im Westen schnellten die Verluste wieder massiv in die Höhen jener ersten Monate.

Die hohen Anfangsverluste aller Armeen gingen auf den bedenkenlosen, die Wirkung moderner Artillerie und Maschinengewehre unterschätzenden Einsatz der Männer zurück. Ob West- oder Ostfront: Immer wieder in diesen ersten Monaten des Krieges gingen oder liefen ganze Regimenter in dichten Schwarmlinien den feindlichen Stellungen entgegen, aus denen ihnen ein Geschosshagel aller Kaliber entgegenschlug. Oft geschah dies ohne jede artilleristische Vorbereitung oder die Mitführung von Maschinengewehren, ja, mitunter wurde gar ausdrücklich befohlen, etwa bei Nacht- oder Morgenangriffen, mit entladenen, nur mit dem Bajonett versehenen Gewehren vorzurücken, damit kein Schuss sich versehentlich lösen und den angestrebten Überraschungseffekt vereiteln konnte.

Über die dadurch verursachten Verluste hinaus mehrten sich in diesen ersten Wochen, wenig überraschend, die Fälle seelischer Zusammenbrüche unter den Truppen, die sowieso schon durch Gewaltmärsche und durch die in jenem Sommer besonders große Hitze erschöpft waren. Hinzu kamen zunehmend bereits sozial motivierte Klagen, die in ihrer Masse belegen, dass auch in der Armee der am 4. August verkündete "Burgfrieden" bereits zu erodieren begann, wenn er denn je im Heer je bestanden hat, das streng hierarchisch gegliedert war und auf dem entschiedenen Gegensatz von Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren basierte.

In der französischen Armee führten die ersten, oft schockartig erlebten, geradezu wie Massaker verlaufenden Gefechte schon im August und September 1914 zu auffällig vielen Desertionsversuchen, Befehlsverweigerungen und sogar zur Ermordung von eigenen Offizieren - Delikte, die gnadenlos mit standrechtlichen Erschießungen geahndet wurden. Selbst für das britische Expeditionskorps, das aus mehr oder weniger erfahrenen Berufssoldaten bestand, die zumeist in Kolonialkriegen auch schon erste Gefechtserfahrungen machen konnten, wird über Panikreaktionen und ungeordnete Rückzüge berichtet. Der französische Oberbefehlshaber Joseph Joffre sah sich schnell gezwungen, allein bis zum 6. September fast 60 untere Generalsdienstränge neu zu besetzen, um die teils in Auflösung begriffene Armee in den Griff zu bekommen. Erst der Befehl zum provisorischen Eingraben der Infanterie und deren massive Unterstützung durch das französische Standard-Feldgeschütz (Kaliber 7,5 cm), dessen hohe Feuergeschwindigkeit und Treffergenauigkeit gefürchtet war, brachte zwischen dem 6. und 9. September 1914 die deutschen Truppen an der Marne zum Stehen. In den vier Tagen der Schlacht verschossen die französischen Feldgeschütze über 400.000 Granaten - in ihrer Mehrzahl Schrapnellgranaten. Sie waren ausgestattet mit Verzögerungszündern, so dass sie unmittelbar über den Sturmkolonnen der Deutschen explodierten und ihre Ladungen mit Metallkugeln verstreuten - ein Grund für die erwähnten hohen deutschen Verluste in dieser Anfangsphase des Krieges.

Der Stellungskrieg

Natürlich bedeuten die eben genannten Durchschnittsangaben der Verluste nicht, dass es während der mitunter Wochen und Monate andauernden Materialschlachten der folgenden Jahre nicht Hekatomben von Toten geben konnte und auch gab. Allein am ersten Tag der Somme-Schlacht, am 1. Juli 1916, verloren die angreifenden britischen Truppen fast 58.000 Männer innerhalb weniger Stunden: rund 20.000 Tote und knapp 36.000 Verwundete, der Rest galt als vermisst oder war gefangen genommen worden. Bis heute ist dies der blutigste Tag in der Geschichte des britischen Militärs. Aber neben diesen Phasen intensiver Materialschlachten gab es an der Westfront auch Zonen, in denen sich die gegenüberliegenden Soldaten weitgehend in Ruhe ließen, wie überhaupt die Erstarrung der Front zunächst zu einer drastischen Reduzierung der Verluste führte - jedenfalls solange beide Seiten an der Erhaltung der jeweilig besetzten Positionen interessiert waren und ein eigener oder feindlicher Angriff nicht bevorstand. Die spektakulärsten inoffiziellen Waffenstillstandsvereinbarungen und Verbrüderungen ereigneten sich unmittelbar nach dem Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg in den Weihnachtstagen des Jahres 1914 an der Ost-, besonders aber an der Westfront. Dort kam es sogar im Rahmen der "Weihnachtsverbrüderungen" an einem Teil der Front zu Fußballspielen zwischen deutschen und englischen Soldaten im Niemandsland zwischen den Gräben. Doch auch in den folgenden Jahren der Materialschlachten gab es immer wieder Frontabschnitte, in denen sich zeitweilig und sogar in Phasen beiderseitiger Aktivitäten ein Alltag nach dem Prinzip des 'Leben und leben lassen' zu entwickeln vermochte.

Traumatischer Alltag

Gefallene Soldaten bei Postawy, Polen, im März 1916.

Gefallene Soldaten bei Postawy, Polen, im März 1916. (© picture-alliance/akg)

In dieser Welt der immer wieder neu ersonnenen Mittel, Durchbrüche zu erzielen und möglichst viele Menschen zu töten, versuchte die Mehrzahl der Soldaten vor allem zu überleben. Natürlich spielte es eine wichtige Rolle, an welchem Frontabschnitt sie eingesetzt wurden - einmal abgesehen von den rückwärtigen Linien oder gar der Etappe - oder ob sie zu Nachschubeinheiten oder Armierungs- oder "Schipper"-Trupps gehörten, die vornehmlich Auffanggräben oder Befestigungsanlagen zu errichten hatten.

Das Ausmaß und die Intensität des Materialkrieges an der Westfront zeigten sich besonders in Gestalt traumatisierter Soldaten. Schon im "Anschluß an die großen, in außerordentlicher Hitze zurückgelegten Märsche in Belgien" war es unter den Truppen zu "Krampfleiden, traumatischen Psychosen im Gefolge seelischer Erschütterung" in großer Zahl gekommen. Die stetige Zunahme der Erkrankungen aufgrund der Materialschlachten - "die Nervenlazarette unseres Landes (sind) wohl die einzigen, die immer voll belegt sind", hieß es 1917 in einem Bericht - erforderte von den Militärärzten ein organisiertes Vorgehen. Es zielte im Wesentlichen auf die schnelle Wiederverwendungsfähigkeit der Soldaten für den Front- oder Garnisonsdienst ab.

Die Therapiemethoden konnten von ausgesuchter Brutalität sein: Elektroschocks, Kehlkopfsonden, die bei stumm gewordenen Kriegsneurotikern Erstickungsanfälle hervorrufen und dadurch die Stimme wiedererwecken sollten, "Hungerkuren" und die völlige Isolierung der Kranken, nur unterbrochen vom "Zwangs- oder Gewaltexerzieren", gehörten dazu. Überdies wurden etwa der Schock oder die Erschütterung nach Granatenexplosionen oder nach Verschüttungen als Ursachen

für die Neurose verworfen oder nur noch eingeschränkt anerkannt; man sprach stattdessen von einer "neurotischen Fixierung". Zwar gab es in Deutschland auch viele Beispiele eines humanen Umgangs mit Kriegsneurotikern, die sich nicht zuletzt im internationalen Vergleich umso positiver von den üblichen Therapien abhoben. Tendenziell aber, über den Krieg hinaus und immer mehr durchsetzt mit "rassehygienischen" Vorstellungen gewannen jene Behandlungsmethoden die Oberhand, in denen der "innere Kampf des Ichs um seine Selbsterhaltung" als Kernkonflikt der Kriegsneurose dem "Kampf um das nationale Überleben" gegenüberstand.

Durch den ganzen Krieg hindurch zogen sich nie abreißende Klagen über die in der deutschen Armee eisern eingehaltene scharfe Abgrenzung der Offiziere von Unteroffizieren und Mannschaften. Schikanen und Misshandlungen durch Vorgesetzte, sinnlose Befehle und demütigende Strafen blieben an der Tagesordnung. So war es in der deutschen Armee noch bis März 1917 im Felde erlaubt, in Ermangelung einer Arrestzelle verurteilte Soldaten an Bäume oder Wagenräder zu fesseln, in der Regel täglich bis zu zwei Stunden. Anonyme Briefe oder wütende "Kritzeleien" auf Aborten oder in Unterständen boten oft das einzige Ventil.

Gehorsams- und Befehlsverweigerungen, unerlaubte Entfernungen von der Truppe, aber auch Desertionen oder das Überlaufen zum Feind häuften sich mit zunehmender Dauer der Materialschlachten. Gegen das offensichtliche oder auch durch eine mitunter selbst beigebrachte Wunde verdeckte, einfache Zurückbleiben im Graben nach dem Angriffsbefehl wurde bereits Mitte 1916 eine Art "Schlachtpolizei" - wie sie in der englischen Armee genannt wurde - eingesetzt. Offiziere oder Angehörige der Feldpolizei suchten die Gräben nach Zurückgebliebenen ab; in der deutschen Armee wurden mitunter die Reservestellungen unmittelbar hinter der vordersten Front generell zur "Polizeilinie" bestimmt.

In der französischen Armee, in der Gehorsamsverweigerungen seit den schockartigen Anfangstagen des Krieges ein Thema waren, kam es - beginnend im April - vor allem zwischen Mai und Juni 1917 sogar zu größeren Meutereien. Im Anschluss an die Offensive am Chemin des Dames (Nivelle-Offensive) - sie erbrachte trotz großer Ankündigungen kaum Geländegewinne und führte in zwei Wochen zu fast 150.000 Toten und Verwundeten - verweigerten nicht mehr nur einzelne oder kleinere Gruppen von Soldaten den Gehorsam, sondern ganze Regimenter und Divisionen. Insbesondere in Ruhestellungen liegende Einheiten verweigerten die Rückkehr in die erste Linie. Dabei nahmen die dadurch entstehenden Unruhen teils revolutionäre Züge an, es wurden rote Fahnen aufgezogen, Offiziere bedroht und verprügelt und in einem Regiment sogar der Marsch auf Paris erwogen. Schließlich wurden durch loyale Truppen von den über 30.000 Meuterern 3.427 festgenommen und vor Gericht gestellt. Von den 554 zum Tode Verurteilten wurden 49 hingerichtet, aber mehr als 1.300 zur Zwangsarbeit verurteilt - die meisten von ihnen kamen erst Jahre nach dem Krieg wieder in Freiheit. In der deutschen Armee kam es nach den letztlich Misserfolgen der Michael-Offensive und den ihr noch folgenden Offensiven ab Spätsommer 1918 zu einer rapide um sich greifenden Aufgabe des Kampfes durch die Fronttruppen, die in der Forschung als "verdeckter Militärstreik" charakterisiert wurde. Zwar liefen nur wenige zum Feind über - ein auch und gerade noch in diesen letzten Monaten nicht ungefährliches Vorhaben. Aber ca. eine Million Soldaten "verdünnsierte" sich nun über die Etappe in Richtung Heimat oder ließ sich einfach überrollen und gefangen nehmen.

Verlinkungen:

->

Quellen:

Internetquellen

-> Ulrich, Bernd: Soldatische Kriegserfahrungen im industrialisierten Krieg, in: bpb online, online seit 06.05.2013, unter: <https://www.bpb.de/themen/erster-weltkrieg-weimar/ersterweltkrieg/155307/soldatische-kriegserfahrungen-im-industrialisierten-krieg/>, zuletzt geprüft am 22.10.2025.

->

->

Sekundärliteratur

->

->

->

Politische Dimension

Gesellschaftliche Dimension

Ideologie und Massenkultur

Inhaltsverzeichnis

1. Kriegsideologie und moderne Massenkultur

1. Kriegsideologie und moderne Massenkultur

Die Vorstellung, dass Nationen soziale Konstrukte sind, wäre im Deutschen Kaiserreich kaum auf Zustimmung gestoßen. Gerade in Zeiten des Krieges galt die Nation als edelste Inkarnation des "deutschen Wesens". Das Deutsche Reich verstand sich ganz bewusst als Stellvertreter preußischer "Tugenden". Der Erste Weltkrieg galt deshalb auch als eine Auseinandersetzung der Ideen.

Der Erste Weltkrieg fand nicht nur auf den Schlachtfeldern statt, sondern er wurde auch in den Köpfen der Menschen ausgetragen. Parallel zum realen Kriegsgeschehen entwickelte sich ein "Krieg der Geister" oder auch ein "Kulturkrieg", in dem ein Krieg für gegensätzliche politische, gesellschaftliche und kulturelle Prinzipien propagiert wurde. Auf allen Seiten bemühten sich führende Dichter und Denker, den Sinn des Krieges zu bestimmen, den Vorrang der eigenen Nation zu begründen und die Kriegsgegner herabzusetzen. Dabei trat oft ein erschreckender Chauvinismus zutage, der nicht zuletzt zu einem "Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik" führte. Während auf westlicher Seite der universelle Kampf von Zivilisation, Demokratie, Selbstbestimmung und Menschenrecht gegen die Autokratie und den preußisch-deutschen Militarismus beschworen wurde, hatten die deutschen Sinnstiftungen des Krieges einen mehr selbstbezogenen Charakter. Sie propagierten den Kampf um die Bewahrung und Verbreitung von "deutscher Freiheit" und "deutscher Kultur" durch den deutschen Militarismus, zu dem sich führende deutsche Intellektuelle wie Gerhart Hauptmann, Friedrich Naumann und Ernst Haeckel in ihrem Aufruf "An die Kulturwelt" 1914 feierlich bekannten, der international große Empörung hervorrief.

Zunehmend waren aber auch die Regierungen immer intensiver darum bemüht, durch aktive Propagandamaßnahmen die Berechtigung der eigenen Sache zu propagieren, die Kriegsmoral der Bevölkerung aufrecht zu erhalten und die Menschen zum Kriegseinsatz weiter zu mobilisieren. Dies kam allerdings nicht immer gut an. Je länger der Krieg sich hinzog, desto mehr suchten viele Menschen zum Entsetzen nationaler Tugendwächter nach Ablenkung und Zerstreuung von den Schrecken des Krieges.

Das "Augusterlebnis" und die "Ideen von 1914"

Der Kriegsbeginn stand politisch und gesellschaftlich im Zeichen einer überraschenden nationalen Einheit, die unter den Chiffren "Augusterlebnis" und "Geist von 1914" schnell mythisiert wurde und eine wesentliche Grundlage für die deutsche Ideologisierung des Krieges bot. Nachdem die bildungsbürgerlichen Vordenker im "Kulturpessimismus" der Vorkriegszeit wie Paul de Lagarde, Julius Langbehn oder Stefan George innere Zerrissenheit und kulturellen Verfall des deutschen Volkes diagnostiziert hatten, waren viele Menschen nun häufig überwältigt von der bei Kriegsbeginn entstandenen nationalen Geschlossenheit und dem nationalen Engagement großer Bevölkerungsteile. Das "Augusterlebnis" der nationalen Einheit schien einen neuen deutschen "Geist" hervorzubringen, in dem alle Probleme der Vorkriegszeit auf einmal "wie weggefeht" waren. Das deutsche Volk und die deutsche Nation schienen unter dem Einfluss des Krieges zu ihrem eigentlichen Wesen zurückzufinden und im Krieg zur Geltung zu bringen.

Dieses "deutsche Wesen" wurde sehr schnell und nachhaltig ideologisiert. Eine zentrale Rolle spielte dabei der Gegensatz zum westlichen Politik- und Gesellschaftsverständnis, das zum eigentlichen Feindbild der deutschen Kriegsideologie wurde. Dabei wurde die Tiefe der "deutschen Kultur" einer oberflächlichen westlichen "Zivilisation", die "Gemeinschaftlichkeit" des deutschen Volkes der Zerrissenheit westlicher "Gesellschaft", die Gebundenheit der "deutschen Freiheit" dem zerstörerischen Freiheitsbegriff des individualistisch-revolutionären Westens gegenübergestellt und zu Sinnstiftungen des Krieges verarbeitet. Kein geringerer als Thomas Mann brachte den Gegensatz 1918 in seinen "Betrachtungen eines Unpolitischen" auf den Punkt, als er das Deutschtum als "Kultur, Seele, Freiheit, Kunst" bestimmte, das es vor der Bedrohung durch die westliche Verbindung von "Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht und Literatur" zu bewahren gelte.

Die "deutschen Ideen von 1914" firmierten als Gegenentwurf zu den "Ideen von 1789", die als historisch überholt galten und im Krieg überwunden werden sollten. Zugleich erlebten die bislang eher konservativ geprägten, teilweise aber auch unpolitischen kulturpessimistischen Vorstellungen der Vorkriegszeit nun durch ihre Verbindung mit den Bedingungen des Krieges eine deutliche Politisierung und gewannen zugleich eine zukunftsgerichtete Form. Die Organisation der Kriegswirtschaft wurde zur "deutschen Gemeinwirtschaft", ja zu einem typisch deutschen "Kriegssozialismus" verklärt, in dem das deutsche Volk als ein "Volk von Organisatoren" die organisierte Gesellschaft der Zukunft - die "Volksgenossenschaft des nationalen Sozialismus" - entwickle und im Krieg durch den Sieg Deutschlands zum Durchbruch ver helfe. "Zum zweiten Mal zieht ein Kaiser durch die Welt als Führer eines Volkes mit dem ungeheuer weltbestimmenden Kraftgefühl der allerhöchsten Einheit", so interpretierte der Nationalökonom Johann Plenge Wilhelm II. als neuen Napoleon. "Und man darf behaupten, daß die 'Ideen von 1914', die Ideen der deutschen Organisation zu einem so nachhaltigen Siegeszug über die Welt bestimmt sind, wie die 'Ideen von 1789'".

Im Kontext der deutschen Weltkriegsideologie gab es allerdings durchaus unterschiedliche politische Ausprägungen, die von rechts bis links reichten. Mit der antiwestlichen Stoßrichtungen waren mehrheitlich jedoch Tendenzen verbunden, die dem Pluralismus konkurrierender Interessen und den freiheitlich-individualistischen Tendenzen der modernen Gesellschaft ablehnend gegenüberstanden und ihnen volksgemeinschaftlich-autoritäre Konzepte entgegenstellten. Und je deutlicher mit der Zeit die inneren Widersprüche der deutschen Kriegsgesellschaft hervortraten, desto schärfer traten neben den äußeren auch die inneren Feindbilder des "Geistes von 1914" hervor. Sein anfänglich inklusiver, alle Gruppen der deutschen Gesellschaft integrierender Charakter wurde zunehmend abgelöst durch die Wendung gegen den "inneren Feind", gegen

Pazifisten, Sozialisten und Juden. Die Stigmatisierung und Unterdrückung kriegsgegnerischer Organisationen, aber auch die "Juden zählen" in der deutschen Armee, die den Vorwurf prüfen sollte, dass die Juden sich dem Militärdienst entzogen (was de facto falsch war), waren ein deutlicher Ausdruck davon. Mit dem "Geist von 1914" wurde, wie der Historiker Reinhard Rürup geurteilt hat, deutlich, "in welchem Maße die Gesellschaft in der Schlußphase des Kaiserreichs bereits für faschistische Krisenlösungen vorbereitet war". Dies spiegelte sich auch in der deutschen Kriegspropaganda wider.

Von der Zensur zur Propaganda

Der letzte Hieb ist die 8. Kriegsanleihe - Historisches Plakat.

[In Lightbox öffnen](#)

"Der letzte Hieb ist die 8. Kriegsanleihe" - Historisches Plakat. (© Bundesarchiv: Plak 001-005-044)

Bei Kriegsbeginn war von aktiver staatlicher Propaganda noch kaum die Rede. Zuerst ging es den zuständigen Militärbehörden vor allem darum, die öffentliche Meinung zu kontrollieren. Als Ergänzung zur Zensur organisierte und propagierte das neu geschaffene Kriegspresseamt die offiziellen Nachrichten und Verlautbarungen, und mit der Verbreitung der Kriegsschriften berühmter deutscher Schriftsteller und Gelehrter sollte im neutralen Ausland der "deutsche Krieg" gerechtfertigt werden. Bald kamen aber auch andere, modernere Formen hinzu. Die Werbung für die Zeichnung von Kriegsanleihen stützte sich zunehmend auf moderne Propagandaplakate, auch Schulkinder wurden für Werbekampagnen und Sammelaktionen mobilisiert. Das Programm einer für alle Jungen verpflichtenden "vormilitärischen Jugendausbildung" kam allerdings über freiwillige Ansätze nicht hinaus. Durchgesetzt wurde dagegen der Sparzwang für junge Arbeiter, dessen Erträge in die Kriegsanleihen flossen.

Durch Arbeit zum Sieg! Durch Sieg zum Frieden! - Historisches Plakat.

[In Lightbox öffnen](#)

"Durch Arbeit zum Sieg! Durch Sieg zum Frieden!" - Historisches Plakat. (© Bundesarchiv: Plak 001-003-045)

Insbesondere nach dem Machtantritt der 3. Obersten Heeresleitung im Sommer 1916 rückten die aktive "Volksaufklärung" und Mobilisierung der Bevölkerung immer stärker in den Mittelpunkt der staatlichen Propagandaaktivitäten. Im Januar 1917 wurde das "Bild-und-Film-Amt" (BuFa) gegründet, aus dem später die berühmte Filmfabrik UFA hervorging. Moderne Medien, die Fotografie und der Film rückten nun immer stärker in den Mittelpunkt der Propaganda. Drei Monate später wurde das Programm des "Vaterländischen Unterrichts" aufgelegt, in dem die Bevölkerung über die Ursachen und Notwendigkeiten des Krieges "aufgeklärt" werden sollte. Es folgte die Bildung einer Presseabteilung der Reichsregierung, die Gründung der Zentralstelle für Heimataufklärung und weiterer Aufklärungsorganisationen in den einzelnen Bundesstaaten. Schließlich war ganz Deutschland, ähnlich wie die anderen am Krieg beteiligten Länder, von Propagandaorganisationen und Propagandaaktivitäten durchzogen. Ihre Erfolge allerdings sind schwer zu ermessen, und angesichts der Realitäten der Kriegsgesellschaft ließ nicht erst der

Zusammenbruch von 1918 deutlich werden, dass die moderne Propaganda sich in einem deutlichen Spannungsverhältnis zur Realität des Krieges und zu den Bedürfnissen der Menschen entwickelt hatte.

Massenkultur in der Kriegsgesellschaft

Donnerwetter - tadellos! - Historische Postkarte, gestempelt 1916.

"Donnerwetter - tadellos!" - Historische Postkarte, gestempelt 1916.

Die Bevölkerung war aber nicht nur ein fremdbestimmtes Opfer der Propagandaapparate. Die Menschen versuchten vielmehr auf vielfältige Weise dem Zugriff von Propaganda und Mobilisierung zu entgehen und ihrem Leben noch etwas Freude abzugewinnen. Statt nationaler und kriegerischer Erbauung rückte so der Versuch, sich von den Schrecken und Zumutungen des Krieges zumindest für eine kurze Zeit abzulenken, in den Mittelpunkt der populären Massenkultur. Variété und Kino, Unterhaltungsliteratur, Sport und Tanzvergnügen erlebten deshalb im Ersten Weltkrieg trotz aller Not bzw. gerade deshalb eine teilweise stürmische Entwicklung, die auch die Nachkriegszeit prägte. Daran waren auch die Soldaten beteiligt. Spontane, bald aber auch von den Militärbehörden förmlich organisierte Schützengrabenzeitschriften und "Fronttheater" versuchten die Soldaten in Kampfpausen zu informieren und zu unterhalten, wobei ein Klamauk wie "Charleys Tante" zum beliebtesten Theaterstück wurde. Und die Soldaten begannen massenhaft, ihre Kriegserlebnisse auf Fotos festzuhalten. Sie lösten so geradezu einen Boom der Photographischen Industrie aus, der sich in der Amateurfotographie der Weimarer Republik fortsetzte. Eine ähnliche Entwicklung war für die Schallplatte und das Grammophon zu verzeichnen, technische Neuerungen, die das Musikerlebnis über die traditionellen Aufführungen hinaus verbreiteten. An die erste Stelle aber rückte zunehmend das Kino. Während hier offensichtliche Propagandafilme wenig Anklang fanden, waren mehr oder weniger realistische Darstellungen des Krieges weitaus beliebter. Vor allem aber waren die Menschen an Unterhaltungsfilmen interessiert, so wie sie in großer Zahl Groschenromane lasen und Tanzlokale besuchten - zum Entsetzen konservativer Beobachter, die immer lauter die Herrschaft einer "Schundkultur" und den öffentlichen Sittenverfall beklagten.

Deutscher Sieg - Historischer Zeitungsausschnitt, aus: Die Woche, Nr. 47, 21. November 1914.

"Deutscher Sieg" - Historischer Zeitungsausschnitt, aus: Die Woche, Nr. 47, 21. November 1914.

Verlinkungen:

->

Quellen:

Internetquellen

-> Kruse, Wolfgang: Kriegsideologie und moderne Massenkultur, in: bpb online, online verfügbar seit 06.05.2013 unter: <https://www.bpb.de/themen/erster-weltkrieg-weimar/ersterweltkrieg/155308/kriegsideologie-und-moderne-massenkultur/>, zuletzt geprüft am 22.10.2025.

->

->

Sekundärliteratur

->

->

Wirtschaftliche Dimension

Kulturelle Dimension

Innovationen im Ersten Weltkrieg

Das Flugzeug

Inhaltsverzeichnis

1. Manfred von Richthofen. Der rote Baron.

1. Manfred von Richthofen. Der rote Baron.

Kaum eine Erfindung verändert die Kriegführung so rasch und so tiefgreifend wie das Flugzeug. Im Ersten Weltkrieg wird die neue Waffe erstmals im großen Stil eingesetzt – und keiner beherrscht sie so meisterhaft wie der deutsche Jagdpilot Manfred von Richthofen

XXVI. Jahrgang
Nr. 32


Berliner

12. August 1917
Einzelpreis
10 Pfg
oder 20 Heller

Illustrierte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Wie ein Tanz von Insekten wirkt das Schauspiel, das die Soldaten von ihren Schützengräben aus am Himmel verfolgen können: Zwei filigrane Flugzeuge ziehen hoch oben ihre Kreise durch die Luft, oft nur wenige Dutzend Meter voneinander entfernt. Mal wenden sich beide links herum, dann wieder rechts, mal ist der eine oben, dann der andere. Und während sie dabei beständig an Höhe

verlieren, wird auch vom Boden aus sichtbar: Dies ist kein Spiel. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Zwei Jagdflieger verfolgen einander im Herbst 1916 über der Front in Nordfrankreich: der erfahrene britische Pilot Lanoe Hawker und sein Rivale Manfred von Richthofen. Erst vor elf Monaten hat der 24-jährige Deutsche seine Pilotenprüfung bestanden.

Schneidend kalt ist es im offenen Cockpit, aus dem Richthofens Kopf herausragt, nur durch eine Lederkappe und eine Brille geschützt. Sein Doppeldecker vom Typ Albatros D.II ist vorn mit zwei Maschinengewehren bestückt. Er kann die Waffen mit der einen Hand abfeuern, während er mit der anderen das Flugzeug steuert. Der Jäger seines Gegners, eine britische Airco D.H.2, ist noch sparsamer ausgerüstet: Die zerbrechlich wirkende Konstruktion wird allein durch Holzrahmen und Stahlrohre zusammengehalten und verfügt nur über ein MG.

Beide versuchen mit ihren Manövern, hinter das Heck des anderen zu kommen, in die beste Schussposition. Der Engländer feuert als Erster. Augenblicklich weicht Richthofen mit einer scharfen Kurve aus, nimmt danach selber die Jagd auf. Hawker entzieht sich mit einigen Loopings. Ein steter Wind treibt die Flugzeuge immer weiter über das von den Deutschen besetzte Gebiet – und bringt den Briten dadurch in eine immer bedrohlichere Lage. Kaum 100 Meter hoch fliegen die Kontrahenten jetzt. Hawker rast im Zickzackkurs in Richtung Front davon. Der Deutsche verfolgt ihn, schießt ununterbrochen. Plötzlich sackt der Kopf des Briten nach vorn, seine Maschine stürzt in die Tiefe.

Richthofen landet unversehrt, sein elfter Abschuss. Hawkers Maschinengewehr, das sich mit dessen Flugzeug in die Erde gerammt hat, sichert er sich als Trophäe. Und bei seinem Juwelier bestellt er einen elften Silberbecher, in den er die Daten des Luftkampfes – 23. 11. 1916 – gravieren lässt. Die Pokale schmücken sein Zimmer bei den Eltern in Niederschlesien. Der Weltkrieg tobt bereits seit zwei Jahren, als Männer wie Richthofen zunehmend umsetzen, wonach Generäle und Ingenieure seit dem Beginn der Luftfahrt streben: Fluggeräte als Waffen zu nutzen.

Nach Versuchen mit Lenkdrachen bereits im alten China und mit Fesselballons etwa durch die französische Armee hat die Geschichte der Kriegführung aus der Luft so richtig erst 1849 begonnen, als österreichische Militärs mit Bomben beladene Heißluftballons über das belagerte Venedig fliegen ließen. Nachdem die für rund 30 Minuten bemessenen Zündschnüre heruntergebrannt waren, setzten sie die Sprengkörper frei. Aufgrund wechselnder Winde war die Trefferquote niedrig, die Schäden blieben gering. Dennoch wurde das Zerstörungspotenzial des Luftkriegs deutlich. Und als mit den Zeppelin Ende des Jahrhunderts die ersten lenkbaren Motorfluggeräte entstanden, beschlossen 1899 Regierungsvertreter aus über zwei Dutzend Staaten (darunter Deutschland, Russland, die USA) eine Resolution gegen „das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen“ von Ballonen aus.

“ Eine Hand für das Flugzeug, die andere für das MG

Die Angst vor dem Tod aus der Luft aber bleibt. In seinem utopischen Roman „The War in the Air“ beschreibt der britische Schriftsteller H. G. Wells 1908 schon recht realistisch das Inferno einer Zerstörung New Yorks durch einen deutschen Bomberangriff. Im Jahr darauf überfliegt Louis Blériot von Frankreich aus den Ärmelkanal (siehe Seite 64). Und während noch kaum jemand über eine

kommerzielle zivile Nutzung von Flugzeugen nachdenkt, beginnt das französische Militär bereits in die Technik zu investieren.

Auch im Deutschen Reich formiert sich jetzt eine Lobby aus Politikern, Militärs und Industriellen und fordert den Aufbau einer Luftflotte. Unternehmen wie AEG, Krupp, Borsig und Loewe unterstützen den Flugzeugbau, und ab 1910 werden die ersten Offiziere zu Piloten ausgebildet. Das weltweite Wettüben der Luftstreitmächte hat begonnen.



Am 1. August 1914 erklärt das Deutsche Reich Russland und zwei Tage später Frankreich den Krieg. Hunderttausende junge Männer ziehen begeistert in die – wie sie noch glauben – kurze Schlacht.

Unter ihnen ist ein 22-jähriger Offizier namens Manfred von Richthofen. Der Freiherr, der mit seinen weichen Gesichtszügen eher zart und schwermütig wirkt, hat bisher nicht viel anderes kennengelernt als das Militär und die Wälder seiner niederschlesischen Heimat: Schon als Junge war seine einzige Leidenschaft die Jagd. Mit elf Jahren kommt er in eine Kadettenanstalt. Acht Jahre später wird der militärisch gedrehte, sonst aber nur Zeppeoberflächlich gebildete Fähnrich zur Kavallerie an die Ostgrenze des Reiches geschickt.

Zu Kriegsbeginn erhält sein Regiment den Marschbefehl in Richtung Westen. Richthofen, nun Leutnant, kann es kaum erwarten, Können und Mut unter Beweis zu stellen. Doch als Kavallerist in Elsass-Lothringen darf er nur zur Erkundung ausreiten, Gelegenheiten zu Heldentaten bieten sich kaum. So bewirbt er sich bei der Feldflieger-Truppe des Heeres und durchläuft im Juni 1915 einen kurzen Lehrgang zum „Flugbeobachter“ mit gerade mal 15 Flugstunden (die er als Navigator absolviert, nicht als Pilot). Bald darauf wird er in die Nähe von Lemberg (heute Ukraine) abkommandiert.

Richthofen bekommt dort einen Piloten zugeteilt, der sich ihm wie ein Chauffeur unterordnet. Täglich starten die beiden jungen Männer zu Erkundungsflügen. Richthofen erteilt die Kommandos und notiert, was er am Boden erkennen kann. In seinen bald darauf verfassten biografischen Aufzeichnungen schwärmt er vom „grausig-schönen“ Anblick, den ihm brennende Städte aus über 1000 Meter Höhe bieten. Bis Mitte 1915 nutzen die Deutschen ihre Flugzeuge fast nur zur Aufklärung. Für Kampfeinsätze eignen sich die ersten 250 zweisitzigen, fragilen Doppeldecker nicht, über die das deutsche Heer zu Beginn des Krieges verfügt.

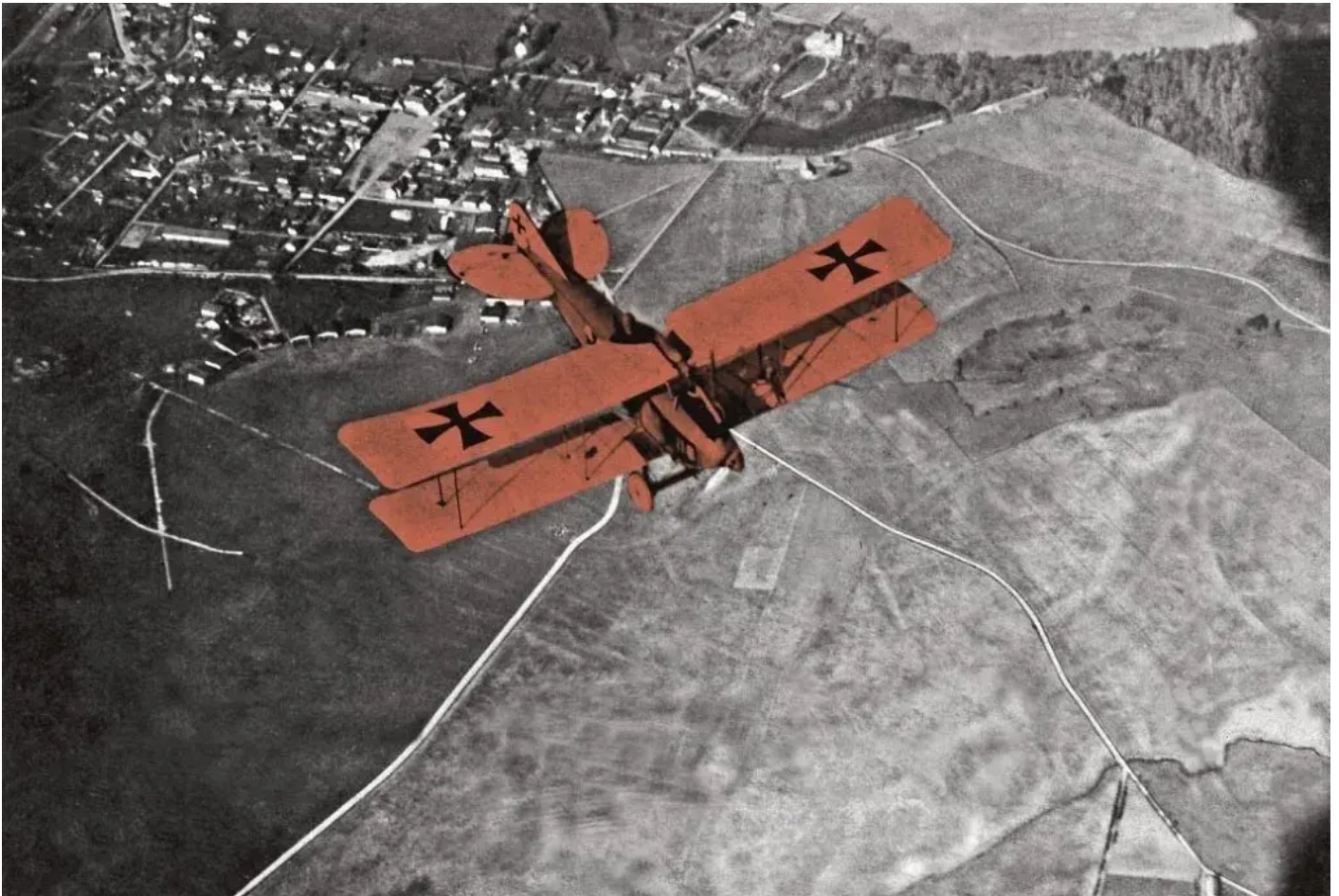
“ Je leichter ein JÄGER, desto wendiger — und desto tödlicher

Die Hoffnung der Generäle richtet sich anfangs ohnehin auf die viel größeren und teureren Luftschiffe. Ein einziger Zeppelin kostet so viel wie 34 Doppeldecker, aber er kann tonnenschwere Sprengladungen tief ins Feindesland tragen und strategische Ziele angreifen. Unter anderem werfen deutsche Zeppeline Sprengsätze über London und Paris ab. Doch die Bombardements treffen nur selten wichtige Ziele. Zudem bieten die Zeppeline widrigen Winden eine große Angriffsfläche, sind schwer zu lenken – und durch Geschütze vom Boden aus leicht zu zerstören.

Zwar werden 1915 erstmals in London sieben Menschen durch Bomben aus einem deutschen Luftschiff getötet, fliegen Zeppeline vereinzelt noch bis 1918 solche Angriffe – doch in den Fabriken auf beiden Seiten arbeiten Ingenieure bereits intensiv an der Entwicklung von Bombenflugzeugen anstelle der Luftschiffe. Schon 1915 bombardieren die Franzosen damit Industrieanlagen in Ludwigshafen und Dillingen. Das größte Problem der Flugzeugbauer ist das Gewicht der Maschinen: Je leichter deren Konstruktion und Ladung, desto schneller und wendiger bewegen sie sich in der Luft. Schon die Waffen an Bord dürfen nicht zu schwer sein. Und der Versuch, die Insassen durch Stahlplatten unter dem Sitz vor Angriffen zu schützen, scheitert daran, dass die Maschinen dann kaum noch abheben können.

Das erste Militärflugzeug, in dem der Pilot steuert und gleichzeitig das MG bedient, kommt 1915 aus Frankreich. Rund 80 Kilogramm Gewicht für einen Beobachter lassen sich so einsparen. Um zu verhindern, dass die Geschosse den vor dem Piloten angebrachten Propeller beschädigen, sind dessen Flügel mit stählernen Ablenkbeschlügen versehen. Durch diese Ausrüstung wird das Flugzeug erstmals zur Angriffswaffe. Dem Entwickler und Piloten Roland Garros gelingen damit im April 1915 drei Abschüsse deutscher Maschinen. Doch noch im selben Monat wird sein eigenes Flugzeug in der Luft getroffen, er muss im Feindesgebiet notlanden.

Eilig bringen die Deutschen seinen Morane-Saulnier-Eindecker in einen geheimen Hangar in Döberitz bei Berlin. Anton Fokker, ein junger Flugzeugfabrikant aus den Niederlanden, der sich schon seit 1912 um Aufträge der deutschen Armee bemüht, soll die französische Technik dort schnellstmöglich kopieren.



Ein deutscher Zweidecker. Der verheerenden Wirkung des Massentodes in den Schützengräben auf die Menschen daheim versucht die Propaganda entgegenzuwirken – indem sie Jagdpiloten wie Richthofen zu »Rittern der Lüfte« stilisiert

Angeblich schon nach 48 Stunden präsentiert Fokker eine Idee, die noch viel besser funktioniert als die Konstruktion der Franzosen: Er installiert ein Unterbrechergetriebe zwischen dem Maschinengewehr und der Kurbelwelle des Flugzeugmotors. Das löst die Schüsse der Waffe nur in jenen Sekundenbruchteilen aus, in denen der Propellerflügel nicht vor der Mündung vorbeizieht. Rasch stellen die Fokker-Werke rund ein Dutzend Eindecker damit aus und liefern sie im Juni 1915 an die Front.



Vorläufer des Radars: Mit solchen riesigen Hörrohren spürt die deutsche Luftabwehr gegnerische Flugzeuge auf (1914)

Unter den Ersten, die den neuen Jäger im Zweikampf erproben, ist Oswald Boelcke. Dem 24-jährigen gelangen zwischen Juli und Oktober 1915 sechs Abschüsse. Schon bald feiern die Zeitungen seine Erfolge. Bei einer Eisenbahnfahrt im besetzten Frankreich begegnen sich Boelcke und Manfred von Richthofen im Herbst 1915. Beide sind auf dem Weg zum Flugplatz in Metz. Kaum hat er sein Gegenüber erkannt, fragt Richthofen den Kampfpiloten aus: Wie es ihm gelinge, so viele

feindliche Flieger abzuschießen? Boelcke schwärmt dem Jüngeren vor: Es liege vor allem an seiner Maschine. Der Fokker-Jagdeinsitzer ermögliche ihm endlich, „Führer, Beobachter und Kämpfer zugleich“ zu sein, wie er in einem Brief an seine Eltern formuliert. Seine Luftkampfaktik wird später als „Dicta Boelcke“ bekannt – und zum Dogma der deutschen Jagdflieger werden. Die wichtigsten Grundsätze: Der Angreifer muss stets die Sonne im Rücken haben, damit er nicht geblendet wird. Ein Angriff hat stets von hinten, aus größter Nähe zu erfolgen, und erst, wenn der Gegner sicher im Visier ist.

Auch Richthofen wird diesen Regeln bald Folge leisten, denn er hat inzwischen schon einige Unterrichtsstunden bei seinem Piloten genommen. Die Begegnung mit Boelcke überzeugt ihn endgültig: Wer sich in diesem Krieg als Held zeigen will, muss den Steuerknüppel selbst in die Hand nehmen. Ganz leicht fällt ihm der Umgang mit dem Fluggerät allerdings nicht. Im Herbst 1915 patzt er beim Piloten-Examen, das vor allem darin besteht, einige akkurate Achten zu fliegen und danach sauber zu landen. Ab Mitte November muss er seine Flieger-Ausbildung bei Berlin fortsetzen und besteht an Heiligabend endlich die Prüfung.

Zurück an der Front aber darf Richthofen keine der wertvollen neuen Kampfmaschinen steuern: Im März 1916 fliegt er über Verdun einen älteren Zweisitzer. Um als Pilot selbst schießen zu können, montiert er sich ein Maschinengewehr an die Tragfläche. Damit gelingt ihm am 26. April sein erster Abschuss eines französischen Jagdflugzeugs. Und dann wählt Boelcke, der in Metz offenbar Gefallen an Richthofen gefunden hat, ihn als Mitglied einer neuen Jagdstaffel aus.

Die Eliteeinheit wird für die Schlacht an der Somme mit modernsten Flugzeugen ausgestattet: einsitzigen Maschinen vom Typ Albatros D.II, die mittlerweile Fokkers Eindecker abgelöst haben und über zwei MG verfügen. Schon in den ersten zwei Monaten erringt Richthofen damit zehn Luftsiege. Sein später hoch gelobtes Talent besteht aus einer Mischung von taktischem Geschick und Selbstbeherrschung – sein fliegerisches Können aber hält sogar er selbst für begrenzt. Und er hat das Glück, verhältnismäßig lange Erfahrungen sammeln und so zum Meister werden zu können. Viele junge Piloten stürzen schon nach wenigen Flügen in den Tod.

Selbst Richthofens waghalsiger Einsatz aber kann den Deutschen im Kriegsverlauf 1916 kaum einen Vorteil verschaffen. An der Somme und vor Verdun massakrieren Hunderttausende Soldaten einander in langen, blutigen Schlachten, ohne dass die eine oder andere Seite entscheidend an Land gewänne. Die Tiefflieger, die auf die Soldaten in den Schützengräben schießen, fügen dem Grauen nur noch eine zusätzliche Facette hinzu. Weniger als 1000 britische und deutsche Kampfflieger sterben im Jahr 1916 an der Somme, sie machen also kein Promille aller Opfer der Soldaten aus. Und doch gewinnt der Luftkrieg von jetzt an immer mehr an strategischer und symbolischer Bedeutung. Denn die deutsche Heeresleitung erkennt, dass die neuen Flieger-Asse als Propagandafiguren für die Volksmassen nützlich sind.

Zwischenzeitlich hat Kaiser Wilhelm persönlich Oswald Boelcke von der Westfront abgezogen, um sein Leben zu retten. Den Medienstar aber drängt es zu den Jagdfliegern zurück. Manfred von Richthofen ist dabei, als Boelcke Ende Oktober 1916 in den Tod stürzt: Der Pilot stirbt durch einen Unfall während eines Luftkampfes. Mehrere deutsche Maschinen sind gemeinsam aufgestiegen, eine kommt Boelckes Albatros so nahe, dass eine Tragfläche beschädigt wird: Das Flugzeug trudelt und stürzt ab.

Richthofen ist erschüttert, aber nur für kurze Zeit. Wenige Wochen später, am 23. November 1916, schießt er im Luftkampf den britischen Major Lanoe Hawker ab. Für den Deutschen ist dieser Sieg über den berühmten Kampfpiloten ein besonderer Triumph: Er informiert die britischen Truppen darüber, indem er die Todesnachricht über den gegnerischen Linien abwirft. Kurz darauf lässt er sein Flugzeug knallrot anstreichen. Er will auffallen, unverwechselbar sein, selbst um den Preis, dass die leuchtende Farbe ihn zur Zielscheibe macht. Bald nennen ihn die Engländer den „Roten Baron“.

Manfred von Richthofen weiß, dass die deutsche Führung nach einem neuen Idol unter den Fliegerhelden sucht. Vier feindliche Flugzeuge holt er im Dezember vom Himmel, und am 4. Januar 1917 gelingt ihm der 16. Abschuss – die Voraussetzung für den „Pour le Mérite“, den höchsten Tapferkeitsorden des preußischen Staates. Zudem wird er zum Kommandeur einer eigenen Staffel ernannt. Die Kämpfe der Jagdpiloten werden immer aggressiver. Manchmal schwirren Dutzende Flieger auf engstem Raum umeinander, berühren sich fast in der Luft. Rund 150 Maschinen verliert England binnen sechs Wochen ab April 1917. Allein 20 dieser Abschüsse gehen auf das Konto Richthofens. Er selbst befeuert die Legende, dass die Briten ein ganzes Geschwader zu seinem Abschuss zusammengestellt hätten.

Ein Foto aus jener Zeit zeigt den Kampfpiloten im Kreis seiner Kameraden. Er grinst, die Mütze trägt er schief auf dem Kopf: kein gehorsamer Soldat, sondern ein kauziger, selbstgefälliger Einzelgänger, der inzwischen weit über seine 25 Jahre hinaus gealtert scheint. Enge Freundschaften, gar Frauenbekanntschaften, gibt es in seinem Leben nicht; seine ganze Zuneigung gilt einer Doge namens Moritz, die nachts bei ihm im Bett schläft.

Die Deutschen haben Helden inzwischen bitter nötig. Die Menschen im Reich hungern, Millionen Männer sind an der Front. Umso wichtiger wird für die Oberste Heeresleitung nun die Propaganda. Postkarten mit Richthofens Konterfei kursieren überall im Land. Im Mai 1917 wird der Fliegerheld vom Kaiser empfangen. Doch der Besuch verläuft ernüchternd. Richthofen ist, wie er später seiner Mutter gegenüber andeutet, befremdet von den akkurat gekleideten Generälen, die hier Truppenbewegungen und Schlachten planen und mittags gepflegt miteinander speisen.

Sein Unbehagen äußert er beim Essen ausgerechnet gegenüber Kaiser Wilhelm II. „Da hat man wieder mal ein paar Menschen totgeschossen“, sinniert er, „die liegen da irgendwo verbrannt, und selber setzt man sich hier wie alltäglich an den Tisch, und das Essen schmeckt einem ebenso gut wie immer.“ Wilhelms knappe Antwort: „Meine Soldaten schießen keine Menschen tot, meine Soldaten vernichten den Gegner.“ Richthofen, der bis dahin stets kühl und unnahbar wirkte, macht in dieser Zeit das Wissen um all die Toten in diesem Krieg nun offenbar doch immer stärker zu schaffen. Zum ersten Mal wird er selbst abgeschossen, muss notlanden, weil der Benzintank seines Flugzeugs durch einen Treffer des Gegners zerstört ist, ausläuft und zu explodieren droht.

Er überlebt äußerlich unverseht, wirkt aber seelisch verwundbar: Als ihm die Engländer einige Wochen später das Foto eines blutüberströmten Toten schicken, eines 19-jährigen, den der „Rote Baron“ abgeschossen hat, steckt er das Bild schnell weg, zeigt es niemandem, bewahrt es aber heimlich auf – ein Journalist findet es später in seinem Nachlass. Inzwischen sind die USA in den

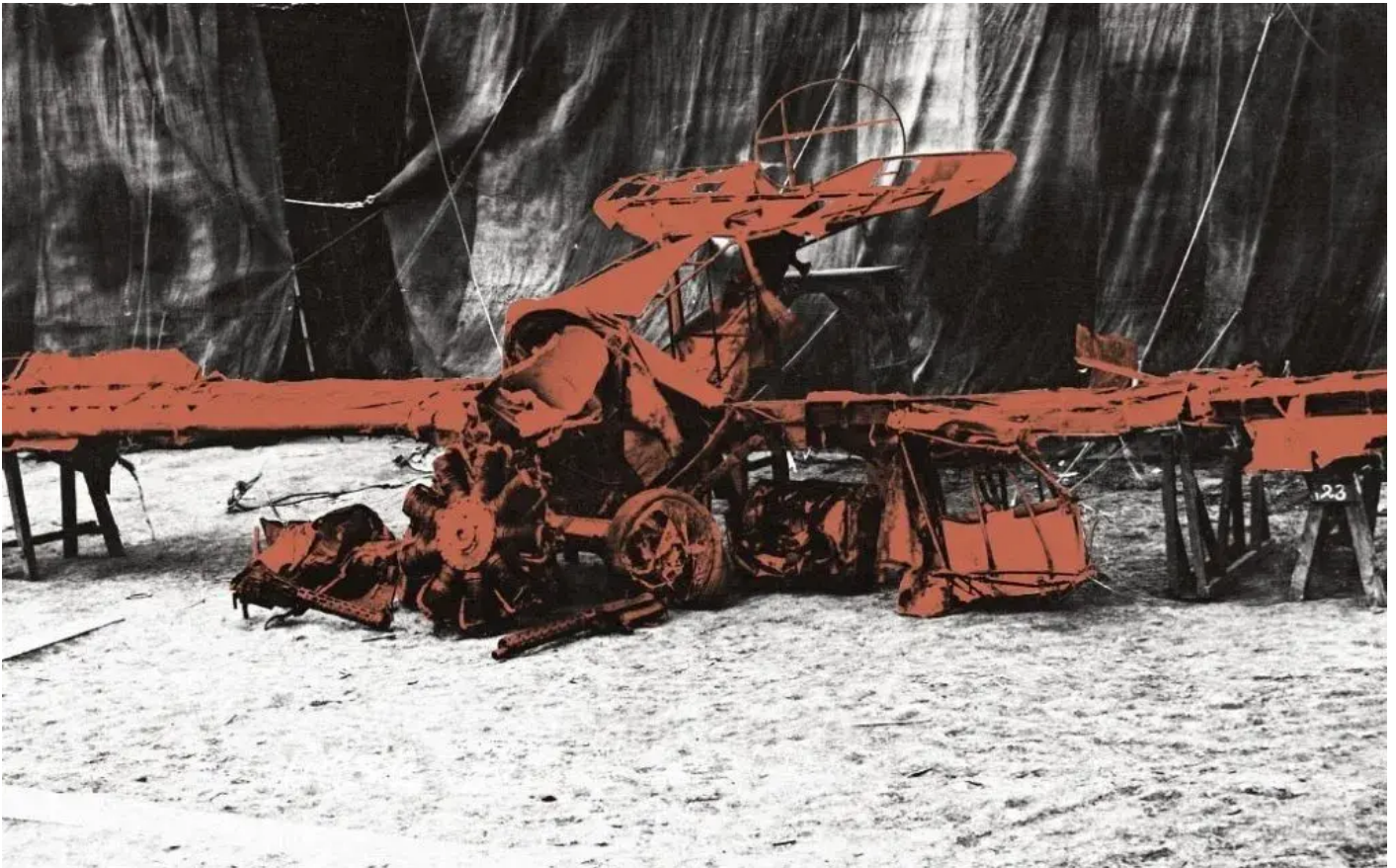
Krieg eingetreten, und den Alliierten gelingt es, am Himmel nun ständig in der Überzahl zu sein. Die britische Flugzeugindustrie, die weltweit größte, beschäftigt mittlerweile mehr als 170.000 Männer, Frauen und Kinder, die allein in diesem Jahr über 14.000 neue Maschinen bauen.

Anders geht es den Deutschen, die wegen des Rohstoffmangels zeitweise Seide statt Leinwand als Flugzeugbespannung einsetzen – eine teure, aber wenig belastbare Alternative. Es mangelt an Stahl, Kohle und Gummi für die Flugzeugproduktion, und sogar Uniformen werden aus Papier produziert. Die deutschen Kampfflieger können die Gegner dennoch in Schach halten. Das liegt zum einen an dem technischen Vorsprung, den ihre Flugzeugbauer immer wieder herausarbeiten. Zum anderen konzentrieren sich die Deutschen auf den Luftkampf: Gegen die vielen Bomber und Aufklärungsflugzeuge der Briten bündeln sie ihre Kräfte mehr und mehr, und wieder soll Richthofen es richten: Er wird Kommandeur über ein ganzes Geschwader aus vier Jagdstaffeln mit jeweils rund einem Dutzend Fliegern.

Doch am 6. Juli 1917 wird Richthofen selbst bei einem Luftkampf von MG-Kugeln am Kopf schwer verletzt. Er kann gerade noch seine Maschine aus 4000 Meter Höhe kontrolliert zu Boden bringen, ehe er bewusstlos zusammenbricht und ins Lazarett transportiert wird. Mit einem Verband um die Stirn und rasenden Kopfschmerzen kehrt er schon wenige Wochen später zu seinem Geschwader zurück, absolviert gegen jeden ärztlichen Rat erste Flüge. Gespannt wartet er auf die Auslieferung jenes Flugzeuges, das das deutsche Kriegsglück noch einmal wenden soll: Der Fokker-Dreidecker Dr.I, der mit rund 400 Kilogramm über ein Drittel weniger wiegt als die Albatros D.II, soll wendiger und kampfstärker sein als jeder andere Jäger zuvor.

Ende August werden die ersten Prototypen an die Westfront geliefert. Mehr denn je sind die Flugzeugbauer auf erfahrene und wagemutige Piloten angewiesen: Die neue Fokker erweist sich als so unausgereift, dass im Oktober gleich mehrere Exemplare der ersten Baureihe bei Probeflügen vom Himmel stürze. Richthofen ist da gerade erst von einem Heimaturlaub zurückgekehrt, den ihm die Oberste Heeresleitung aufgezwungen hat. Seine Kopfverletzung war offensichtlich nicht ausgeheilt. Bei der Mutter in Schweidnitz hat er seine Kriegsnotizen für ein Buchmanuskript zusammengestellt. Kunigunde von Richthofen erlebt ihren Sohn in diesen Wochen desillusioniert und niedergeschlagen. „Mir ist nach jedem Luftkampf erbärmlich zumute“, schreibt er.

Wahrscheinlich leidet er neben der Hirnverletzung auch an den gesundheitlichen Folgen der strapaziösen Fliegerei: Die extreme Kälte und die häufigen Höhenwechsel ohne Sauerstoffmaske und Druckkabine machen vielen Piloten zu schaffen, führen zu körperlicher Zerrüttung und schweren Nervenleiden. Über alle weiteren seelischen Belastungen und die Konfrontation mit dem Tod spricht Richthofen so gut wie nie. Ein Journalist fertigt aus seinen Lebenserinnerungen ein Buch. Die kaiserliche Zensur prüft jede Zeile, ehe das Werk noch im Oktober 1917 in den Druck geht; die Erstausgabe verkauft sich eine halbe Million Mal.



Am 21. April 1918 wird Manfred von Richthofen über Nordfrankreich in einen Luftkampf verwickelt und abgeschossen. Zwar kann der Pilot seinen Dreidecker noch auf den Boden bringen (hier das Wrack), doch ein Projektil hat ihn tödlich verwundet

Nach dem Willen seiner Vorgesetzten soll Richthofen eigentlich nicht mehr kämpfen – zu wertvoll ist er für ihre Propaganda. Und so schicken sie ihn ab Dezember 1917 für Monate zwischen verschiedenen Flugzeugfabriken hin und her und verpflichten ihn zu Auftritten vor streikenden Rüstungsarbeitern, um sie zur Rückkehr an ihre Maschinen zu bewegen (was aber trotz seiner Popularität nur kurzfristig wirkt).

Im März 1918 sendet die Oberste Heeresleitung ihren Fliegerhelden mit einer wichtigen strategischen Aufgabe zurück an die Front. Viele deutschen Truppenteile sind nach dem Zusammenbruch des Zarenreichs und dem Ende der Kämpfe im Osten nach Frankreich verlegt worden, wo eine letzte große Offensive geplant ist. Die Jagdflieger-Staffeln sollen verhindern, dass feindliche Aufklärer über die deutschen Stellungen fliegen und so die Vorbereitungen frühzeitig bemerken. England, Frankreich und Italien verfügen inzwischen über fast doppelt so viele Flugzeuge wie das Deutsche Reich.

Richthofen setzt auf eine Taktik mit großen Verbänden, die von den Alliierten bald „Flying Circus“ genannt werden: Bis zu 30 der knallbunten Flugzeuge aus seinem Geschwader steigen in einer festgelegten Ordnung gemeinsam in den Himmel auf. Sobald eine gegnerische Staffel unter ihnen auftaucht, stürzt sich der Anführer wie ein Raubvogel auf deren schwächsten – etwas abseits fliegenden oder unsicher wirkenden – Piloten. Weitere Jagdstaffeln setzen nach, greifen in Dreiecksformationen an und schießen möglichst viele weitere feindliche Maschinen ab. Wie ein Wanderzirkus wechseln die Männer oft ihren Standort, verfrachten ihren ganzen Flugplatz mit Lastwagen dorthin, wo ihr Einsatz besonders dringend verlangt wird.

17 Gegner schießt allein Richthofen in fünf Wochen im März und April 1918 ab, bringt es so bis zum 80. Luftsieg – mehr als jeder andere Kampfpilot seiner Zeit. Doch auf die anfänglich siegreiche Bodenoffensive folgen wieder lange Monate des Stillstands, des langwierigen gegenseitigen Tötens. Noch einmal 230.000 Soldaten verliert allein die deutsche Seite in Frankreich. Richthofen weiß längst, dass der Krieg nicht zu gewinnen und er selbst irgendwann „fällig“ ist, wie er schon im Herbst 1917 gegenüber einem Mitreisenden in der Eisenbahn bekannt hat.

Am 21. April 1918, elf Tage vor seinem 26. Geburtstag, lässt er sich in seiner Fokker Dr.I vom Jagdfieber und einem ungewöhnlichen Ostwind viel zu weit über das Feindesgebiet treiben. Dort sind australische Soldaten in der Feldmark und den Wäldern mit Maschinengewehren stationiert. Sie eröffnen das Feuer, als sie den roten Dreidecker ausmachen, der in der Luft mit zwei alliierten Jagdfliegern kämpft. Wer den entscheidenden Schuss abgibt, der Richthofen mitten ins Herz trifft, ist unter Militärexperten bis heute umstritten – und auch, ob dieser Schuss aus der Luft oder vom Boden abgefeuert wurde. Fest steht, dass seine Fokker Dr.I unsanft vor dem Schornstein einer Ziegelfabrik zum Stehen kommt. Der Pilot, auf dem Sitz festgeschnallt, ist da wohl schon tot. Englische Soldaten begraben Richthofen mit allen militärischen Ehren.

Gut sechs Monate später ist der Krieg zu Ende. Neben Manfred von Richthofen haben mehr als 15.000 deutsche, britische und französische Piloten in den Luftkämpfen ihr Leben verloren. Weitere Opfer forderte der Luftkrieg beim Bodenpersonal auf den militärischen Flugplätzen sowie unter den Soldaten in den Schützengräben, die durch Fliegerangriffe starben. Und doch stehen diese vielen Toten nur für einen kleinen Bruchteil jener fast zehn Millionen Soldaten, die auf den Schlachtfeldern gefallen sind. Mehr als 200.000 Flugzeuge wurden zwischen 1914 und 1918 produziert, doch keine Seite vermochte dem Kriegsverlauf mit der gigantischen Materialschlacht eine entscheidende Wendung zu geben.

Das könnte bei einem zukünftigen Konflikt anders sein, wie Militärstrategen schnell klar wird, als sie die Wirkung der Bomber analysieren: 1917 haben die Deutschen erstmals gezielt mit Großflugzeugen Bomben auf England abgeworfen und unter anderem ein Krankenhaus in London getroffen. Die Vergeltungsangriffe der Royal Air Force – 1918 als erste Luft-Teilstreitkraft der Welt gegründet – richten zwar nur wenig Schaden in deutschen Industriezentren an. Doch die Waffen für einen Massenmord an Zivilisten aus der Luft sind nun erfunden.

Im Zweiten Weltkrieg wird sich ihr ganzer Schrecken offenbaren: Knapp drei Jahrzehnte, nachdem erstmals ein Militärpilot in einer fragilen Kiste aus Sperrholz, Leinwand und Metallrohr vom Boden abgehoben hat, legen Bomber aus Metall ganze Städte, Landstriche und Dörfer in Schutt und Asche. Die tollkühnen Fliegerhelden des Ersten Weltkriegs aber werden weiter verklärt und mehr denn je zu Propagandazwecken gebraucht: Ihr erstes Jagdgeschwader benennt die NS-Luftwaffe 1935 nach Manfred von Richthofen.

Verlinkungen:

->

Quellen:

Internetquellen

->

->

->

Sekundärliteratur

-> Stratenwerth, Irene: Manfred von Richthofen. Der rote Baron, in: Der Traum vom Fliegen (GEO Epoche Jg. 2017, Heft Nr. 86), Hamburg 2017, S. 70-77.

->

Bilanz des Ersten Weltkrieges